

gen Brief, der von Heiterkeit und Vertrauen erfüllt war.

Zwei Tage später verließ ich Berlin. In Paris lag ein Telegramm für mich. Ich öffnete es in der Ueberzeugung, daß es mir nichts Neues brachte. Ich hatte mich geirrt. Unerwarteterweise erklärte mir Albanes Arzt seine Zufriedenheit. Eine merkliche Besserung war in ihrem Befinden eingetreten. Am nächsten Tag war ich in Nizza, konnte mich selbst von dem großen Fortschritt ihrer Heilung überzeugen. Die ging ganz mit normalen Dingen zu. Daß der Leser nicht etwa in dieser kaum erhofften, glücklichen Wendung ein höheres Eingreifen erblickt, etwa die Hand des Professors Krantz, die aus der Ferne der Krankheit Einhalt gebietet. Nein — Albane erwachte wieder zum Leben allein durch die Zauberkraft der Sonne, der Jugend und des Glaubens, natürlich auch der Liebe. Die furchtbare Angst verließ mich endlich. Ich wurde auch wieder gesund. Jetzt hatte der Arzt keinen Grund mehr, mich von ihr fernzuhalten. Wir verlebten in Nizza herrliche Wochen, und das Leiden war nur noch eine Erinnerung, die uns unsere Liebe in ihrer ganzen Kraft gezeigt hatte.

Die Monate vergingen so, ohne daß sich etwas Wesentliches gezeigt hätte. Nach und nach tauchte der Gedanke an Krantz wiederholt bei mir auf. Was war aus ihm geworden? Die Zeitungen meldeten nichts über seine Entdeckung. Man sprach nicht von ihm. Es war vollkommen still um seine Arbeiten, die ich vielleicht als einziger kannte. Ich schrieb endlich an Krantz einen Brief, dann noch einen, und schließlich einen dritten. Keine Antwort. Meine Bankabrechnung erwies, daß der Scheck nicht eingelöst worden war . . . Meine Ungeduld und Neugier wuchs maßlos. Und eines schönen Tages kündigte ich meinem erst kürzlich engagierten Berliner Vertreter mein Eintreffen in der Reichshauptstadt an, um ihm an Ort und Stelle meine geschäftlichen Instruktionen zu geben. Ich bat Herrn Fuchs, für den Tag meiner Ankunft einige Verabredungen mit Kun-

den zu treffen. Es ist immerhin merkwürdig, daß ich weder zu Fuchs noch zu irgendeinem andern von Krantz sprach.

Gegen Mitternacht kam ich in Berlin an. Nachdem Fuchs mich mit zeremonieller Höflichkeit willkommen geheißen hatte, entwarf er mir das Programm, das er für meinen Berliner Aufenthalt vorbereitet hatte. „Zuerst müssen Sie Haus Grunewald besichtigen, Herr Semeur. Dr. Lautensack ist schon benachrichtigt und steht ab 8½ Uhr früh zur Verfügung.“

„Haus Grunewald?“ fragte ich ahnungslos.“

„Ach, Verzeihung, ich sprach von dem neuen, riesengroßen Privatsanatorium, das von der Firma Lewison & Barclay — Sie wissen doch Bescheid — vollkommen eingerichtet worden ist. Es liegt in dem neuen Viertel im Grunewald. Alles spricht davon. Ich muß schon sagen: eine bewundernswerte, gradezu unvergleichliche Einrichtung! Sie werden vielleicht ein bißchen — neidisch werden, Herr Semeur. Aber sehen müssen Sie es unbedingt.“

„Es sind zwei Direktoren dort“, erzählte Fuchs. „Der eine ist ein großer Gelehrter, der sich immer in den höheren Regionen der Wissenschaft bewegt und nur herniedersteigt, um sich den Kranken zu widmen. Der andere, Dr. Lautensack, befaßt sich ausschließlich mit der Verwaltung des Krankenhauses — und das ist keine kleine Arbeit. Er wird uns gern empfangen und höchstpersönlich Ihr Führer sein. Mit dieser Besichtigung werden Sie den ganzen Vormittag ausgefüllt haben, Herr Semeur.“

Um acht Uhr früh nahm ich ein Auto, das der Hotelportier für mich bestellt hatte. Ich gab die Adresse des Hauses Grunewald an. Mein Wagen hielt vor einem schneeweißen Palast — tatsächlich einem Kolossalbau. Ein monumentales Gebäude nach dem Geschmack des Tages. Man führte mich in das Privatzimmer Dr. Lautensacks. Der Arzt erhob sich, als er meiner ansichtig wurde, aus